

Historischer Verein des Kantons Bern : Vorträge des Wintersemesters

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **69 (2007)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Historischer Verein des Kantons Bern

Vorträge des Wintersemesters 2006/2007

Dr. Norbert Furrer, Moudon

Die bescheidene Bibliothek des Berner Leutnants Daniel Jenner im Jahr 1666

Dem Berner Frühneuzeitler, der sich für den «geistigen Horizont» unserer Vorfahren interessiert, steht ein ergiebiges Quellenkorpus zur Verfügung: die seit 1646 erhaltenen «Geltstagsrödel» (Versteigerungsinventare) der Stadt Bern und ihres Stadtgerichts sowie die Rödel verschiedener Landbezirke aus der zweiten Hälfte des 17. und dem 18. Jahrhundert. Unter den zu versteigernden Effekten finden sich immer wieder Bücher. Um die vorhandenen Informationen zu nutzen, gilt es, aus den meist recht willkürlich erstellten Listen von Buchtiteln sinnvoll geordnete Bibliotheken zu rekonstruieren. Diese Bibliotheken dienen dann als Forschungsobjekte, auf die sich ein Analyseraster zu den Dimensionen des geistigen Horizonts ihrer Besitzer anwenden lässt.

Ausgehend von dem am 12. Dezember 1666 vor dem Rat abgelegten Geltstagsrodel des «Herren Daniel Jenners sel. Burger der Statt Bernn unnd gewesenen Lieutenants in Dalmatien» kann das skizzierte Vorgehen beispielhaft dargestellt werden.

Im Jennerschen Inventar figurieren 23 Titel, denen wir mit einiger Gewissheit ein bestimmtes Werk zuschreiben können. Fragt man sich, weshalb und wozu Jenner diese Werke wohl las, verteilen sie sich auf folgende Kategorien: drei Titel Orientierungs- und Arbeitslektüre, acht Titel Bildungslektüre, drei Titel Unterhaltungslektüre und neun Titel Erbauungslektüre. Die Bibliothek des Daniel Jenner erschliesst, wie jede andere, eine eigene Welt. Will man Bibliotheken miteinander vergleichen, muss man vereinfachen und schematisieren. Indem wir vier Aspekte der Bibliothek Jenners – Thematik, Sprache, Funktion und Alter – herausgreifen, können wir seinen geistigen Horizont grob abstecken. Erstens sind rund 60 Prozent der Werke «weltlichen» und 40 Prozent «geistlichen» Themen gewidmet. Zweitens sind 40 Prozent der Werke nicht deutschsprachig, das heisst lateinisch oder französisch. Drittens scheinen etwa 90 Prozent der Werke keinen direkten Bezug zu Jenners Beruf zu haben. Viertens sind nur ein Fünftel der Titel nach 1600 erschienen.

PD Dr. Andreas Würigler, Bern

«Getreue liebe Eidgenossen». Bern und die Tagsatzung 1470–1798

Das Verhältnis des alten Bern zur Eidgenossenschaft wies vom Spätmittelalter bis zur Französischen Revolution vielfältige Facetten auf. Zwar war Bern an Ausdehnung und Bevölkerung mit grossem Abstand der bedeutendste unter den 13 eidgenössischen Orten, aber nach zeremoniellem Rang nur die Nummer zwei hinter Zürich. Auch lag Bern geografisch eher am Rand der damaligen Schweiz. Trotzdem entwickelte sich eine intensive Zusammenarbeit. Dabei prägten regionale, aussenpolitische und konfessionelle Affinitäten und Differenzen zu den diversen städtischen und ländlichen Kantonen das komplexe Beziehungsgefüge und die politischen Handlungsspielräume Berns gegenüber den «getreuen, lieben Eidgenossen».

Um den gemeinsamen Besitz zu verwalten, die häufigen Konflikte möglichst gütlich auszutragen, die konfessionellen Bande zu stärken und die vielgestaltigen Kontakte zu pflegen, kamen die Vertreter der eidgenössischen Orte regelmässig und relativ oft zu gemeinsamen Sitzungen in Baden, Aarau, Frauenfeld oder anderswo zusammen. Die Spielregeln der Politik, die Verfahren zur Konfliktregulierung und die Formen der Geselligkeit, die an diesen Tagsatzungen gepflegt wurden, lassen sich mit Quellentexten und Bildern illustrieren. Denn die lange Dauer, die hohe Tagungsfrequenz und die intensive Beratungstätigkeit dieser Sitzungen zeigen, dass die verschiedenen, rivalisierenden und konkurrierenden Kantone wohl vor allem dank der intensiven Kommunikation im Rahmen der eidgenössischen Sitzungen einen Zusammenhalt erreicht haben, der in der Geschichte bündischer Systeme weltweit einmalig sein dürfte.

Lic. phil. Thomas Fenner, Burgdorf

Vom pharmazeutischen Stärkungsmittel zum kleinen Luxus für jedermann. Auf den Spuren der «Bärenmarke» durch die Geschichte der Berner Milch- und Schokoladeindustrie

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts wurden im Kanton Bern mit der Toblerone, der Stalden-Crème oder der Ovomaltine Milch- und Schokoladeprodukte entwickelt, welche sich als typische Schweizer Produkte auch heute noch grosser Bekanntheit und Beliebtheit erfreuen, obwohl sie sich längst in den Händen von Weltkonzernen wie Philipp Morris, Nestlé oder Associated British Foods befinden. Das Beispiel der «Bärenmarke» gibt einen Einblick in die Geschichte der Berner Milch- und Schokoladeindustrie von ihren Anfängen um 1900 bis zu ihrer Übernahme durch Grosskonzerne in den 1960er-Jahren.

Mit den Fortschritten in der Medizin bildete sich im städtischen Bürgertum des 19. Jahrhunderts ein neues Ernährungsbewusstsein aus, welches unter anderem die Milch als besonders gesund betrachtete. Da sich die Schweizer Voralpenregion in jener Zeit auf die Milchproduktion spezialisiert hatte, lag es auf der Hand, hier eine bedeutende Milchindustrie zu entwickeln. Während der Industrialisierungswelle im Kanton Bern um die Jahrhundertwende konnte sich die Alpenmilch «Bärenmarke» als Kleinkindernahrung, Heilmittel in Sanatorien und Tropengetränk etablieren. Die Schokolade und Frühstücksgetränke hatten als Stärkungsmittel mit hohem Nährwert Erfolg.

In der Kriegs- und Krisenzeit zwischen 1914 und 1945 wandelten sich die Produkte der Berner Milch- und Schokoladeindustrie vom pharmazeutischen Stärkungsmittel zum Notvorrat in der Armee und den Haushalten. Die Ovomaltine wurde zur Notration des Schweizer Soldaten und die lange haltbare Bärenmarke-Milch fand nach der Milchrationierung im Zweiten Weltkrieg bei der Schweizer Bevölkerung reissenden Absatz. Die Unternehmen standen also ganz im Dienst der schweizerischen Landesversorgung.

Während des Wirtschaftswunders in der Nachkriegszeit wurden die bis anhin relativ teuren Produkte wie die Stalden-Crème, die Toblerone oder die Ovomaltine für jedermann erschwinglich. Die Berneralpen Milchgesellschaft (nun Ursina AG genannt) verzeichnete ein enormes Umsatzwachstum und eilte von Rekordgewinn zu Rekordgewinn. «Bärenmarke zum Kaffee» wurde in Deutschland zum kleinen Luxus, den sich die Bevölkerung nun leisten konnte.

Die Konzentration des Erfolges auf ein einziges Produkt rächte sich bei der Ursina jedoch, als sich die Konsumbedürfnisse der Gesellschaft änderten. Da sich die meisten Haushalte in den 1960er-Jahren einen Kühlschrank leisten konnten, liess sich die Frischmilch viel länger lagern und die lange Haltbarkeit der Bärenmarke verlor ihre einstige Bedeutung. Zudem brachte es der steigende Wohlstand mit sich, dass nicht mehr die Unterernährung, sondern die Überernährung zum Problem wurde. Wegen der zunehmenden Konkurrenz aus Amerika gerieten die Berner Milch- und Schokoladenunternehmen wie Tobler, Wander oder die Ursina zunehmend unter Druck und wurden schliesslich von Grosskonzernen übernommen.

Dr. Andreas Heege, Bern

«Toback trinken – Coffee schlürfen». Kulturgeschichte von Tabak, Kaffee und Tee im Kanton Bern aufgrund von archäologischen Funden und Schriftquellen

Tabak mit Pfeifen zu rauchen, im späten 16. Jahrhundert nach England. Zunächst exotisches Zeremoniell, rauchten in England bald Menschen aller Gesellschaftsschichten. Studenten und spanische Soldaten vermittelten die neue Sitte bereits 1590 nach Holland und Deutschland. Von dort verbreitete sich das Rauchen oder «Tabak saufen», wie es damals auch genannt wurde, in die Schweiz. Aus der Heilpflanze wurde ein Genussmittel. Hauptumschlagplatz für Tabak aus Übersee oder Deutschland und die zum Rauchen benötigten Tonpfeifen waren die grossen Messen in Genf, Basel und Zurich.

Bildliche Quellen und archäologische Bodenfunde belegen das Rauchen in Bern bereits für das frühe 17. Jahrhundert. Daran konnten auch die zahlreichen Verbote der Tabakgegner aus Staat und Kirche (zum Beispiel 1659 im Kanton Bern), denen der Tabakrauch wie Höllenqualm erschien, wenig ändern. Bald nach 1700 konnte jeder Tabak konsumieren, wie er wollte. Der Tabakanbau wurde ab 1719 sogar staatlich gefördert.

Der Kaffee begann seinen Siegeszug im Vorderen Orient. Von der arabischen Halbinsel breitete sich die Sitte des Kaffeetrinkens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im arabischen Raum aus. Mit dem Orienthandel gelangte der Kaffee nach Venedig, Paris und Marseille, nach Amsterdam, London und Hamburg. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden dort und auch in Bern, von der Obrigkeit beargwöhnt oder verboten, die ersten Kaffeehäuser. In der aristokratischen Gesellschaft Frankreichs wurde das Kaffeetrinken nach türkischem Vorbild Bestandteil einer ausgeprägten Luxuskultur. Erst die Ausbreitung des Kaffeeanbaus durch Holländer, Franzosen und Engländer und sinkende Preise legten den Grundstein für eine allgemeine Verbreitung. Besonders die Offiziere der bernischen Regimenter im Dienst der Generalstaaten lernten ab dem späten 17. Jahrhundert in den Niederlanden die neuen Genussmittel kennen und schätzen. Vermutlich ist dies der Grund, dass die Berner Obrigkeit, trotz kirchlicher Opposition, keine Verbotsmandate erliess. Um 1800 hatte der Kaffee und seine Ersatzstoffe (Zichorienkaffee, Gerstenkaffee) als Nahrungsmittel und Bestandteil sich verändernder Essgewohnheiten alle Gesellschaftsschichten und Kantone der Schweiz erreicht.

Belege für diese Übernahme seit der Zeit um 1700, vor allem aber seit etwa 1750, sind Funde des dazu benötigten Trinkgeschirrs: Koppchen, Tassen, Untertassen, Kaffeekannen und Milch- oder Schokoladekännchen aus bemalter Irdenware, Fayence, grauem Westerwälder Steinzeug, chinesischem, europäischem und schweizerischem Porzellan.

Lic. phil. Manuel Kehrli, Bern

«Herr Mahler Huber». Der Basler Maler Johann Rudolf Huber (1668–1748) und seine Werke für die Stadt und Republik Bern

Johann Rudolf Huber erlernte die Malerei in Basel bei Johann Caspar Meyer (1645–1705). Seine Fähigkeiten vertiefte er an Joseph Werners (1637–1710) Hausakademie in Bern, bei Pietro Tempesta (1637–1701) in Mailand und bei Carlo Maratta (1625–1713) in Rom. 1693 kehrte er in seine Geburtsstadt Basel zurück und heiratete Anna Catharina Faesch. Kurz darauf malte er erstmals für den Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach. Mit dessen Schwiegersohn, dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, kam Huber ebenfalls in Kontakt und wurde 1698 nach Stuttgart berufen, um dort am Hof umfangreiche Arbeiten auszuführen. Nachdem diese beendet waren, kehrte er in die Eidgenossenschaft zurück und hielt sich meist in Bern auf. Hier unterlag er weder den höfischen Zwängen noch einer zünftischen Malerordnung.

Die sich immer mehr verfeinernde und abgrenzende Gesellschaftsschicht der Regierenden verlangte nach Bildnissen, die den neuen Vorstellungen und dem Geschmack der Gesellschaft entsprachen. Vorbei war die Zeit der schwarz gekleideten Damen und Herren, der langen Bärte und Pelzkappen! Johann Rudolf Huber traf den neuen Geschmack genau. Er malte in Bern zwischen 1702 und 1738 mehrere hundert Bildnisse, von der Kammermagd bis zum Schultheissen. Während dieser Zeit führte er auch die offiziellen Schultheissenbildnisse für die Galerie in der Bibliothek aus, zudem auch mehrere Gelehrtenporträts und zwei Bildnisse für die Stadtschreibergalerie in der Staatskanzlei.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts befand sich Bern auf dem Höhepunkt seiner Macht. Huber wurde bei bedeutenden politischen Ereignissen herangezogen, um diese künstlerisch umzusetzen. Sehr bedeutend ist die Folge der vier Bildnisse aus den Jahren 1713 bis 1716 der Generäle des Villmerger Krieges. Nach der Beilegung des neuenburgischen Erbfolgestreits und nach der Verurteilung des Landmajors Davel lieferte Huber Entwürfe zu Verdienstmedaillen. Johann Rudolf Huber entwarf auch heraldische Motive: Er gab dem Bernerwappen einen neuen Charakter, der in den Staatssiegeln von 1716 und dem Giebelrelief für das Kornhaus im selben Jahr gipfelte.

Hubers eigenhändiges Register aus den Jahren 1683 bis 1718 zeichnet sehr schön nach, wie sich seine Kundschaft entwickelte. Es lässt sich daraus ersehen, dass er im Zusammenhang mit den Werken für die bernische Obrigkeit direkt mit dem Schultheissen oder dem Deutschseckelmeister verhandelte. Huber war eine Standesperson und der Spross einer Basler Bürgermeisterrfamilie. Dies erklärt seine sehr guten Beziehungen zu Magistraten und Diplomaten. Deutlich wird sein besonderer Status in den Rechnungen,

in denen er stets als «Herr Johann Rudolf Huber» oder «Herr Mahler Huber» betitelt wird.

Dr. Beat Immenhauser, Bern

550 Jahre Familie von Bonstetten in Bern. Anpassung und Eigenständigkeit eines hochadeligen Patriziergeschlechts

Nach einem Eintrag im Stubengenossen-Verzeichnis der Gesellschaft zum Distelzwang kann die Familie von Bonstetten 2007 das Jubiläum ihrer 550-jährigen Mitgliedschaft feiern. 550 Jahre von Bonstetten in Bern: Dies mag uns als Anlass dienen, dem Selbstverständnis dieses hochadeligen Geschlechts mit Zürcher Wurzeln im Wandel der Zeit nachzugehen – eine Fragestellung, die in den Bereich der zur Zeit äusserst aktuellen Forschung zum städtischen Adel in der Eidgenossenschaft gehört. Anpassung und Eigenständigkeit sind die beiden Orientierungsgrössen, zwischen denen sich der Integrationsprozess der von Bonstetten in Bern bewegte. Rasch etablierten sie sich unter den sechs ersten Geschlechtern der Stadt. Sie partizipierten an der Berner Regierung in führenden Positionen, sie heirateten in die ersten Familien der Stadt, sie pflegten den Lebensstil des Patriziats, leisteten Kriegsdienste im Ausland – sie verhielten sich demnach wie andere Notabelngeschlechter Berns auch. Doch nur wenige von Bonstetten gelangten in den Kleinen Rat, und das Schultheissenamt besetzten sie nie. Sind hier die Grenzen des politischen Einflusses der Familie zu erkennen? Oder wollten sie sich nicht stärker in der städtischen Ämterhierarchie positionieren und suchten eher das Herrenleben auf ihren Besitzungen? Hier wird vor allem zeitlich zu differenzieren sein, da die von Bonstetten unterschiedliche «Konjunkturen» der politischen Partizipation erlebten. Solche gilt es zu diskutieren, vor allem auch im Vergleich mit anderen stadtdligen Familien wie den von Erlach oder von Diesbach oder den ministerialadligen Effinger von Wildegg und von Hallwyl. Doch auch innerhalb der Familie variierten die Lebenskonzepte einzelner Familienmitglieder beträchtlich. Nicht alle suchten in erster Linie die Ämterlaufbahn oder den Erfolg in fremden Diensten. Kunst, Literatur, Religion und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Herkommen standen für andere von Bonstetten – bekannt geworden sind vor allem Karl Viktor und August von Bonstetten – im Zentrum ihres und damit auch unseres Interesses.

Dr. Dieter Schnell, Bern

Bümpliz: Chaos mit System? Zur Geschichte der Siedlungsplanung

Bümpliz ist nach der Eingemeindung durch die Stadt Bern im Jahr 1919 schneller gewachsen als jeder andere Ort im Kanton. Von rund 2000 Einwohnern Mitte des vorletzten Jahrhunderts stieg die Bevölkerung bis um 1970 auf über 35 000 Personen.

Wer heute durch Bümpliz spaziert, erhält den Eindruck, dieses Wachstum sei recht zufällig, wenn nicht gar chaotisch vor sich gegangen: Hochhäuser stehen in unmittelbarer Nachbarschaft zu kleinen Holzhäusern, eine geschlossene Häuserzeile endet abrupt vor einem Häuserblock. Wer aus diesen Erscheinungen schliesst, hier sei weder geplant noch koordiniert worden, irrt sich gewaltig. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg ist die erste grosse Planung für eine Gartenstadt ausgearbeitet und ansatzweise realisiert worden. Kurz nach der Eingemeindung liess die Stadt Bern auch diesen neuen Stadtteil durch Fachleute bearbeiten. Aus dem Bauklassenplan von 1928 gehen die damaligen Planungsziele deutlich hervor. Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg sind in Bümpliz ununterbrochen Planungsfachleute tätig, so dass der Stadtteil heute wohl als der meistbeplante Ort gelten kann.

Woher kommt aber der Eindruck des Zufälligen und Chaotischen? Die Planung als Fach ist noch sehr jung. Ihre Werkzeuge, Grundsätze, Zielvorstellungen und auch Rahmenbedingungen haben sich seit ihren Anfängen in den 1920er-Jahren stark gewandelt. Bümpliz hat nicht nur alle diese Paradigmenwechsel mitgemacht, diese haben hier immer auch Spuren hinterlassen, die bis heute im Siedlungsbild als Bruchstellen und Dissonanzen, als Halbvollendetes und anders Weitergeführtes erkennbar geblieben sind.

Es lohnt sich, ein paar dieser Bruchstellen etwas genauer zu betrachten, um daraus Einblicke in die Geschichte der Stadt- und Siedlungsplanung zu gewinnen. Bümpliz bietet sich für eine solche Betrachtung geradezu an.

Prof. Dr. Felix Müller, Bern

Keltischer Adel in Münsingen? Neue Forschungsergebnisse aus Anthropologie und Archäologie

1906 hat das Historische Museum Bern im Rain bei Münsingen ein Gräberfeld aus keltischer Zeit ausgegraben; es gehört in die Zeit zwischen 420 und 180 vor Christus und ist der grösste Friedhof aus dieser Epoche in Europa. Mehr als 220 Gräber von Männern, Frauen und Kindern mit zum Teil reichen Beigaben wurden geborgen und sehr sorgfältig dokumentiert. Heute befinden sich gegen 1000 Objekte im Historischen Museum.

Die ungewöhnlich lange Zeitdauer der Benützung dieses Friedhofs erlaubt es, die Entwicklung der Grabsitten sowie einzelner Schmuckstücke und deren Kombinationen genau zu verfolgen. Diese einmalige Ausgangslage lieferte eine optimale Versuchsanordnung für zahlreiche Forschungen und machte Münsingen zu einem festen Begriff in der europäischen Keltenarchäologie zwischen Schottland und Rumänien.

Aufgrund von Modellrechnungen konnte schon früher festgestellt werden, dass die hier Verstorbenen aus einer Sippe von nur gerade 10 bis 20 lebenden Personen stammen, was schon immer Anlass zu Fragen gegeben hatte. Um mehr zu erfahren über die biologische Verwandtschaft und soziale Struktur der in Münsingen begrabenen Bevölkerungsgruppe hat das Historische Museum mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds ein Forschungsprojekt durchgeführt, das im Frühling 2006 zu seinem Abschluss gekommen ist. DNA-Analysen waren am Münsinger Knochenmaterial nicht mehr möglich. Die Grundlagen bildeten epigenetische Untersuchungen am vorhandenen Skelettmaterial durch das Institut für Anthropologie der Universität Mainz (Prof. Kurt W. Alt) und deren archäologisch-historische Auswertung (Dr. Peter Jud, Basel). Das wichtigste Resultat aus anthropologischer Sicht waren die überdurchschnittlich engen Verwandtschaftsbande der hier Begrabenen.

Seit den ersten Erwähnungen bei griechischen Historikern werden bei den Kelten «Könige» (*reges*) erwähnt; Julius Cäsar nennt in seinem «Galischen Krieg» einen «Adel» (*nobilitas*). Dessen wichtigste Eigenheiten sind eine lange Genealogie, soziale Absonderung, Wohlstand, Repräsentation – alles Merkmale, welche für Münsingen zutreffen. Unbekannt ist lediglich, welchen Rang die hier begrabenen Personen innerhalb der gesamten Stammeshierarchie eingenommen haben.

Lic. phil. Regula Glatz, Bern

Unterseen – Stadtwerdung und Stadtentwicklung. Auswertung der archäologischen Grabungen

Das Städtchen Unterseen liegt im Berner Oberland in der Mitte des «Bödelis» zwischen dem Thuner- und dem Brienersee. Seine verkehrsgünstige Lage zu den wichtigsten Alpenpässen und der Aareübergang am Fuss des Harders waren für die Stadtgründung von 1279 ausschlaggebend.

In Unterseen hat der Archäologische Dienst des Kantons Bern bis heute rund ein Fünftel der Fläche innerhalb der Stadtmauern untersucht. Die Not- und Rettungsgrabungen betrafen ausschliesslich Bereiche, welche durch Bautätigkeiten gefährdet waren. Weil mehrere nebeneinanderliegende Par-

zellen untersucht werden konnten, zeigen die Ergebnisse interessante Fakten zur Besiedlungs- und Stadtentwicklung im voralpinen Raum.

Ein römisches Gräberfeld aus dem 2./3. Jahrhundert ausserhalb des Stadtgebietes sowie ein Gräberfeld mit Grabbau aus dem 8. bis Mitte des 11. Jahrhunderts, zwei Grubenhäuser und ein Pfostenbau in der Südwestecke des Städtchens lassen vermuten, dass das Gebiet vermutlich seit römischer Zeit besiedelt war.

Der heutige Stadtgrundriss in Form eines Parallelogramms entspricht dem Gründungsplan des Freiherrn Berchtold III. von Eschenbach. Bereits beim Errichten der Stadtmauer nach 1279 wurde mit innen angebauten Häusern gerechnet. Unterseen wies zur Stadtgründungszeit zwei Durchlass-tore auf, zwischen welchen sich die Hauptstrasse erstreckte. Direkt neben diesen Toren befanden sich massive, unterkellerte Steinbauten (Handelshäuser, Sitz von Ministerialen).

Die Parzellen der Gebäude im Stadttinnern waren im Gegensatz zu anderen Städten unterschiedlich gross und die Bauweise, wie zum Beispiel kombinierte Holz- Steinmauern, erinnert an alpine Maiensässe. Im Lauf der Jahrhunderte wurden die meist hölzernen Obergeschosse in Stein aufgestockt, die Hofbereiche überbaut, und es entstanden die heutigen «Riemenparzellen».

Prof. Dr. René Pahud de Mortanges, Freiburg
Blutegel, Tintenschlecker, Rechtsverdreher. Fürsprecher und Advokaten im alten Bern

Gelehrte Anwälte genossen im alten Bern keinen guten Ruf. Der Rat der Stadt bezeichnete sie in seinen Mandaten mit wenig schmeichelhaften Worten und verbot sie zu manchen Zeiten. Auch die Bevölkerung betrachtete die «frömden» Advokaten als auf den Eigennutz bedachte Beutelschneider, die willkürlich Prozesse in die Länge zogen. Stattdessen hielt Bern in der Rechtspflege lange an der alten Institution des Richter-Fürsprechers fest, wo ein Mitglied des Gerichtskollegiums für die Parteien das Wort übernahm. Anders als der Anwalt war der Fürsprecher nicht vom Gericht unabhängig und wirkte nach getaner Rede auch an der Urteilsfindung mit. Erst im 19. Jahrhundert vermochte sich der gelehrte Anwalt in Bern als eigener Berufsstand zu etablieren – wobei die Bezeichnung Fürsprecher anders als in den meisten anderen Kantonen bestehen blieb. Der Vortrag ging den Gründen für die Abwehr gelehrter Jurisprudenz nach, zeigte, wie im alten Bern die Zivil- und Strafjustiz ganz allgemein organisiert war und wie sich die moderne Anwaltschaft im 19. Jahrhundert etablierte.